

2

Alltag

Am nächsten Morgen verließ Dubhe in aller Frühe ihr Zimmer und bezahlte mit den restlichen Münzen, die von ihrem letzten Einbruch übrig waren. Dieser Besuch in Amantas Villa war gerade zur rechten Zeit gekommen, ohne ihn wäre sie wirklich pleite gewesen. Eigentlich kam es selten vor, dass sie sich mit höhergestellten Persönlichkeiten beschäftigte; üblicherweise begnügte sie sich mit kleineren Fischen, die kein großes Aufsehen erregten. Und so gut sie jetzt auch verdient hatte, spürte sie das Messer an der Kehle.

Bald tauchte sie in die Gassen Makrats ein. Die Stadt war immer lebendig, immer wach. Nicht umsonst galt sie als chaotischste Stadt der gesamten Aufgetauchten Welt, dicht bevölkert von Arm und Reich. Während im Stadtkern die Paläste der Adligen das Bild prägten, reihten sich in den Außenbezirken die Hütten der Notleidenden aneinander, die Baracken von Kriegsverlierern und Flüchtlingen aus den acht Ländern der Aufgetauchten Welt, die alles verloren hatten in den Jahren, da Dohor die Macht an sich gerissen hatte. Es waren Geschöpfe aller Völker und Rassen, darunter auch viele Fammin. Diese waren die erbarmungswürdigsten Opfer: heimatlos überall verjagt, isoliert von ihren Artgenossen, unbedarft und hilflos wie Kinder. Früher hatte das anders ausgesehen, da spielten sie als lebende Kriegsmaschinen eine tragende Rolle während der Schreckensherrschaft des Tyrannen. Durch schwarze Magie hatte dieser sie erschaffen, und ihre Herkunft war auch an ihrem Aussehen ablesbar: von plumper Gestalt mit einem rötlichen Fell, unverhältnismäßig langen Armen und scharfen, hervorstehenden Reißzähnen. Damals hatten sie überall Angst und Schrecken verbreitet, und Nihal, die Heldin jener finsternen Zeiten, hatte zahlreiche Schlachten gegen sie geschlagen, die die Bänkelsänger an den Straßenecken besangen. Doch heute erregten die Fammin nur noch Mitleid.

Als Dubhe noch in der Lehrzeit war, hielt sie sich mit ihrem Meister häufig in den Randbezirken Makrats auf. Er fühlte sich dort wohl.

»Die einzigen noch lebendigen Orte in diesem verfaulenden Land«, sagte er und ging dort immer wieder lange mit ihr spazieren.

Auch als der Meister tot war, war Dubhe dort noch häufig zu finden. Wenn sie ihn besonders stark vermisse und nicht mehr weiterwusste, verlor sie sich im Gewirr der Gassen, um seine Stimme wiederzufinden. Und wurde ruhiger.

In den ersten Morgenstunden erwachte die Stadt zu neuem Leben. Läden wurden geöffnet, vor dem Brunnen standen Frauen um Wasser an, Kinder spielten um die große

Nihal-Statue herum, die sich in der Mitte des Platzes erhob.

Dubhe fand, was sie suchte: einen Laden, der halb versteckt am Rand des Barackenviertels lag und in dem Kräuter verkauft wurden. So stand es zumindest auf dem großen Schild über dem Eingang, doch das Mädchen war aus anderen Gründen dort.

Tori, der Ladeninhaber, war ein Gnom aus dem Land des Feuers, jenem Land, aus dem, neben dem Land der Felsen, die meisten Gnomen kamen. Seine Hautfarbe war dunkel, sein langes Haar schwarz wie die Nacht und zu zahlreichen Zöpfchen geflochten. Mit stets lächelndem Gesicht lief er unermüdlich auf seinen kurzen Beinen im Laden hin und her und bediente die Kundschaft.

Es reichte jedoch ein bestimmtes Wort, ein Wort, das viele in den einschlägigen Kreisen kannten, und sofort änderte sich seine Miene, und er führte den Kunden in die hinteren Räume, seinen Tempel.

Tori konnte sich des bestsortierten Angebots von Giften rühmen, das man sich überhaupt nur vorstellen konnte. Als großer Experte auf diesem Gebiet wusste er jedem die für ihn ideale Lösung anzubieten. War ein langsamer, schmerzhafter Tod gewünscht oder aber ein schnelles Dahinscheiden, Tori hatte immer das passende Fläschchen parat. Aber das war noch nicht alles: kein in Makrat erbeutetes Diebesgut, das nicht durch seine Hände ging.

»Guten Morgen. Brauchst du mal wieder meine Hilfe?«, begrüßte er sie, als Dubhe den Laden betrat.

»Ja, wie immer ...«, lächelte sie unter ihrer Kapuze.

»Glückwunsch zu deiner letzten Arbeit ... Das warst du doch, oder?«

Tori gehörte zu den wenigen Leuten, die mehr über sie und ihre Vergangenheit wussten.

»Ja, sicher«, antwortete Dubhe knapp. Keine Reklame war immer schon ihr Wahlspruch.

Tori führte sie in die hinteren Räume, wo sie sich gleich wie zu Hause fühlte.

Zu einer Zeit, da ihre Treffsicherheit mit Pfeil und Bogen noch zu wünschen übrig ließ, hatte ihr Meister sie in die Geheimnisse der Kräuter eingeführt. Damals bereitete sie sich noch auf eine Zukunft als Auftragsmörderin vor, und unter Anfängern war dies eine weit verbreitete Praxis: Wer noch nicht gut genug war, um die richtigen Stellen exakt zu treffen, behalf sich, indem er den Pfeil oder den Dolch in Gift tauchte, sodass auch eine leichte Verletzung zum Tod führte.

»Gift ist nichts für Könner«, hatte ihr der Meister immer wieder eingeschärft, und dennoch hatte sie eine Leidenschaft dafür entwickelt.

Stundenlang saß sie über einschlägigen Büchern, streifte durch Wiesen und Wälder, um Kräuter zu suchen, und begann irgendwann, ihre eigenen Mixturen zusammenzustellen in unterschiedlichen Graden, von harmlosen Schlafmitteln bis zu tödlichen Giften. Das faszinierte sie: studieren, forschen, erkennen. Und so war Dubhe schließlich zur Expertin geworden.

Irgendwann hatte sich dann alles geändert. Das Geschäft des Mordens war nur noch eine schmerzhaft Erinnerung an einen abgeschlossenen Lebensabschnitt, und Dubhe

beschäftigte sich höchstens noch mit Schlafmitteln, die ihr bei der Arbeit, mit der sie heute ihren Lebensunterhalt bestritt, sehr viel nützlicher sein konnten.

Nun holte sie ihren Beutel hervor, breitete den Ertrag ihrer Arbeit auf dem Tisch aus und wartete, bis Tori, der Perlen und Saphire mit Kennerblick prüfte, sein Urteil abgab.

»Gute Machart, schöner Schliff ... nur ein wenig zu auffällig ... da wird man noch etwas tun müssen.«

Dubhe schwieg. Das wusste sie alles schon. Die Kunst des Mordens hatte sie insoweit verinnerlicht, als sie auch bei ihrer heutigen Arbeit wie vor einem perfekten Mord vorging: Sie sammelte Informationen und überließ nichts dem Zufall, bevor sie zuschlug.

»Ich kann dir dreihundert Denar geben.«

»Das scheint mir etwas wenig.«

Tori lächelte wohlwollend.

»Sicher weiß ich, welchen Aufwand du betreiben musstest, aber versuche auch, mich zu verstehen ... Der Schmuck muss bearbeitet werden ... geschmolzen ... Sagen wir, dreihundertfünfzig.«

Das würde für drei, vier Monate ihres Vagabundenlebens reichen.

Dubhe seufzte leise.

»Gut, einverstanden.«

Tori lächelte sie an.

»Einer Meisterin wie dir geht die Arbeit doch nie aus.«

Dubhe nahm das Geld entgegen, verabschiedete sich und tauchte wieder in das Gassengewirr Makrats ein.

Gegen Mittag verließ sie die Stadt und machte sich auf den Heimweg. In ihre Höhle. Ihr eigentliches Zuhause, eine Hütte am Strand im Land des Meeres, die sie zusammen mit ihrem Meister bewohnt hatte, hatte sie nach dessen Tod, in der Zeit des größten Schmerzes, aufgegeben und war nie wieder dorthin zurückgekehrt. Als Ersatz hatte sie gerade einmal diese Höhle gefunden. Sie lag im Nördlichen Wald, nicht allzu weit von der Zivilisation entfernt, aber auch nicht zu dicht an einem Dorf. Makrat war einen halben Tagesmarsch entfernt.

Als sie dort eintraf, ging die Sonne bereits unter; sie schlüpfte in die Höhle, und sofort schlug ihr ein unangenehmer Schimmelgestank entgegen.

Als Bett diente ihr ein Strohlager, und der Kamin war nur eine Vertiefung in der Höhlenwand. In der Mitte des einzigen Raums standen ein Tisch aus ungehobeltem Holz und an einer Wand ein Regal, in dem sich fast ausschließlich Bücher und Giftfläschchen befanden.

Aus einigen Lebensmitteln, die sie aus der Stadt mitgebracht hatte, bereitete sie sich ein karges Abendessen zu. Draußen war es dunkel geworden, und die Sterne flimmerten klar am Himmel.

Kaum hatte sie fertig gegessen, ging sie wieder hinaus. Das Himmelszelt hatte sie schon immer geliebt, seine Weite tröstete sie. Es war windstill und kaum ein Laut zu hören außer dem sanften Murmeln des Baches. Dubhe wanderte bis zur Quelle und zog sich langsam aus.

Eiseskälte durchzog ihren Körper, kaum dass sie einen Fuß ins Wasser getaucht hatte, doch ließ sie sich nicht abschrecken und ging ganz hinein. Schon bald wich die Kälte einer seltsam wohligen Wärme. Nun tauchte sie auch den Kopf unter, sodass das lange kastanienbraune Haar ihr Gesicht umtanzte.

Nun erst, mit dem ganzen Körper im Wasser, gelang es ihr, zumindest einen Moment lang etwas Frieden in sich zu spüren.



3

Der erste Sommertag

DIE VERGANGENHEIT: I

Aufgeregt springt Dubhe aus dem Bett. Seit sie die Augen aufgeschlagen hat, weiß sie, dass der Sommer da ist. Vielleicht durch das Licht oder den Duft, die durch die abgeblätternen Fensterläden in das Zimmer dringen.

Sie ist acht Jahre alt. Ein lebhaftes Kind mit langen kastanienbraunen Haaren, nicht viel anders als andere Mädchen auch. Sie hat weder Brüder noch Schwestern, die Eltern sind Bauern.

Die kleine Familie lebt im Land der Sonne, in der Nähe des Großen Landes. Nach Ende des Krieges ist dieses Territorium unter den anderen Ländern aufgeteilt worden und nur ein Kern in der Mitte eigenständig geblieben. Dubhes Eltern sind in ein kleines Dorf gezogen, das noch nicht lange besteht. Selva heißt es. Sie suchten Frieden, und dort in Selva scheinen sie ihn gefunden zu haben. Weit entfernt von allem, inmitten eines kleinen Waldes, vernahmen sie von Dohors Eroberungskriegen nicht mehr als ein fernes Echo. Und seit einigen Jahren selbst dies nicht mehr. Dohor hat einen Großteil der Aufgetauchten Welt erobert und so etwas wie einen labilen Frieden geschaffen.

Barfuß, das Haar noch zerzaust, stürmt Dubhe in die Küche. »Die Sonne scheint! Die Sonne scheint!«

Ihre Mutter, Melna, sitzt am Tisch und putzt Gemüse.

»Sieht so aus ...«

Melna ist eine etwas rundliche Frau mit rötlichem Gesicht, jung, nicht viel älter als fünfundzwanzig, doch ihre Hände sind schon rau und schwielig von der Feldarbeit.

Dubhe stützt sich mit verschränkten Armen auf die Tischplatte und strampelt mit den Beinen.

»Du hast doch gesagt, dass ich mit den andern im Wald spielen darf, wenn schönes Wetter ist ...«